

Geschlechtsrollen und Geschlechtsstereotype

Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept: ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung

Instrumental (masculine) and expressive (feminine) self-concepts: their meaning for sex-role research

MONIKA SIEVERDING, DOROTHEE ALFERMANN

Freie Universität Berlin, Universität Gießen

In der psychologischen Geschlechtsrollenforschung nehmen Studien zu geschlechtstypischen «maskulinen» und «femininen» Persönlichkeitseigenschaften einen vorrangigen Platz ein, wobei zur Operationalisierung vorwiegend der Personal Attributes Questionnaire (PAQ) sowie der Bem Sex Role Inventory (BSRI) benutzt werden. Es wird ein kurzer Überblick über die Entstehung und inhaltliche Konzeption dieser Meßinstrumente gegeben und vor einer unkritischen Anwendung der Skalen zur Messung komplexer Konstrukte (wie z. B. Feminität oder Maskulinität) gewarnt. Die Selbstbeschreibung mittels der M- und F-Skalen läßt sich am treffendsten als instrumentelles bzw. expressives Selbstkonzept kennzeichnen. Inwiefern die Berücksichtigung dieser Selbstkonzepte die herkömmliche Geschlechterunterschiedsforschung bereichern kann, wird durch Studien zum Rollenverhalten und zur psychischen Gesundheit exemplarisch demonstriert, wobei Anregungen für die weitere Forschung auf dem Gebiet der Sozialpsychologie gegeben werden.

Studies of gender-related «masculine» and «feminine» personality traits constitute a major field in psychological sex-role research, and employ as primary measures the Personal Attributes Questionnaire (PAQ) and the Bem Sex Role Inventory (BSRI). A short overview of the development and the conception of these instruments is given, as well as a warning about uncritical use of the scales to measure complex constructs (such as masculinity or femininity). The self-descriptions provided by the M- and F-scales produce measurements of what are best described as instrumental and expressive self-concepts, respectively. How the application of these self-concepts can enrich traditional research of sex differences is demonstrated through examples taken from studies in role behavior and psychological health. Some suggestions are made for future research in the field of social psychology.

Geschlechtsrollen sind definiert als normative Erwartungen über die Macht- und Arbeitsverteilung und die soziale Interaktion zwischen den Geschlechtern in einem bestimmten kulturell-historischen Kontext (SPENCE, DEAUX & HELMREICH, 1985). Erwartungen über eine geschlechtsabhängige Arbeitsteilung wurden und werden häufig mit einer unterschiedlichen «Natur» von Mann und Frau – d. h. mit einer unterschiedlichen Ausstattung mit Persönlichkeitseigenschaften – begründet, so auch in dem jahrzehntlang weithin akzeptierten Modell von PARSONS (1956), das dem Mann im System Familie die *instrumentelle* (aufgabenbezogene), der Frau die *expressive* (soziale/motivale unterstützende) *Funktion* zuordnete. Bei der psychologischen Erforschung der Geschlechtsrolle gilt es, verschiedene Komponenten zu berücksichtigen (s.

ARCHER, 1989; BIERHOFF-ALFERMANN, 1989; HUSTON, 1983), wobei sich die bisherigen Operationalisierungen auf drei Bereiche konzentrieren. Ein Aspekt betrifft die Einstellung einer Person gegenüber den gesellschaftlichen Geschlechtsrollenerwartungen, z. B. die Akzeptanz oder Ablehnung traditioneller Erwartungen bezüglich der Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau. Meßinstrumente zur Erfassung dieses Aspekts sind beispielsweise die Attitudes toward Women Scale (AWS, SPENCE & HELMREICH, 1972) oder die GRO-Skala zur Messung normativer Geschlechtsrollen-Orientierung (KRAMPEN, 1979) (vgl. z. B. BLESS et al., in diesem Heft). Ein zweiter Aspekt bezieht sich auf das konkrete Rollenverhalten einer Person in verschiedenen Lebenssituationen. Vorliegende Meßinstrumente sind die Sex Role Behavior Scale (SRBS, ORLOFSKY,

1981) oder der Robinson Behavioral Inventory (RBI, ROBINSON & FELLINGSTAD, 1985). Ein dritter Aspekt tangiert die Frage, inwieweit eine Person über bestimmte Persönlichkeitseigenschaften («traits») verfügt, die entweder als typischer für das männliche oder das weibliche Geschlecht gelten (vgl. z. B. BLESS et al., in diesem Heft). Diese Komponente der Geschlechtsrolle – in der Literatur häufig auch als psychologische Maskulinität oder Feminität bezeichnet – wurde bisher in psychologischer Forschung mit Abstand am häufigsten untersucht und soll im folgenden schwerpunktmäßig dargestellt werden.

Typisch männlich – typisch weiblich: die Erforschung von geschlechtsdifferenzierenden Persönlichkeitseigenschaften

Entsprechend der Einteilung des biologischen Geschlechts in männlich und weiblich galten lange Zeit auch in der psychologischen Forschung die mit dem biologischen Geschlecht assoziierten Persönlichkeitsmerkmale als einander ausschließende Kategorien. Eine Person konnte nach dieser Vorstellung entweder feminine¹ oder maskuline Merkmale besitzen. Es wurde angenommen, daß ein hohes Maß an Maskulinität mit niedriger Feminität einhergeht und umgekehrt. Ein wichtiges Ziel der Geschlechtsrollenentwicklung, über das ein breiter gesellschaftlicher Konsens herrschte, wurde dementsprechend in der Aneignung von Eigenschaften und Verhaltensweisen, die für das männliche bzw. weibliche Geschlecht als angemessen galten, gesehen: eine Frau sollte feminine Charakteristika erwerben, ein Mann maskuline (s. z. B. KAGAN, 1964; PARSONS, 1956). Dabei waren sich Laien wie Wissenschaftler recht einig über die unterschiedlichen Charakteristika von Männern und Frauen, wie verschiedene Studien zu Geschlechtsstereotypen zeigen konnten (BROVERMAN, VOGEL, BROVERMAN, CLARKSON & ROSENKRANTZ, 1972; ROSENKRANTZ, VOGEL, BEE, BROVERMAN & BROVERMAN, 1968). Kompetenz, Rationalität und Selbstbewußtsein gehörten zum Cluster positiv bewerteter männlicher

Eigenschaften (die in Anlehnung an PARSONS (1956) als «instrumentelle» Eigenschaften bezeichnet wurden), Wärme, Personenorientierung und Emotionalität zum Cluster positiv bewerteter weiblicher Eigenschaften («expressive» Eigenschaften). Zu Beginn der 70er Jahre – nicht unabhängig vom Einfluß der Frauenbewegung – wurde das bis dahin weithin akzeptierte eindimensionale Maskulinitäts-Feminitäts-Modell von mehreren Seiten einer massiven Kritik unterzogen (BEM, 1974; CONSTANTINOPLE, 1973; SPENCE, HELMREICH & STAPP, 1975). Stattdessen wurde ein zweidimensionales Modell postuliert, wonach psychologische Maskulinität und Feminität nicht als Endpunkte auf einem Kontinuum, sondern vielmehr als zwei voneinander unabhängige Dimensionen anzusehen sind. Gleichzeitig wurde die starre Zuordnung von Persönlichkeitseigenschaften zum biologischen Geschlecht aufgelöst. Zur gleichen Zeit, jedoch unabhängig voneinander und aufgrund unterschiedlicher theoretischer Annahmen, entwickelten die Forschergruppen um BEM und SPENCE Meßinstrumente zur empirischen Erfassung von Maskulinität und Feminität, den Bem Sex Role Inventory (BSRI, BEM, 1974) und den Personal Attributes Questionnaire (PAQ, SPENCE et al., 1975; SPENCE & HELMREICH, 1978). In der nachfolgenden Zeit wurden weitere Meßverfahren entwickelt. Der BSRI und der PAQ sind jedoch die mit Abstand am häufigsten benutzten Instrumente zur Messung von maskulinen und femininen Persönlichkeitseigenschaften². Sie werden im folgenden kurz dargestellt (eine ausführliche und vergleichende Beschreibung der beiden Meßinstrumente ist bei BIERHOFF-ALFERMANN, 1989 zu finden).

Beschreibung von BSRI und PAQ

Ausgehend von dem zweidimensionalen Modell von Maskulinität-Feminität entwickelte BEM (1974, 1975) das Konzept der psychologischen Androgynie. Sie postulierte, daß viele Individuen androgyn sein könnten, d. h., maskulin und feminin zugleich, instrumentell und expressiv, je nach

1 Nach dem Vorschlag von BIERHOFF-ALFERMANN (1989) sollten die mit dem biologischen Geschlecht assoziierten Persönlichkeitsmerkmale mit den Begriffen *feminin* und *maskulin* gekennzeichnet werden, um sie vom biologischen Geschlecht *weiblich* und *männlich* zu unterscheiden.

2 Allein für den Bem-Fragebogen werden nach einer Analyse von WONG, MCCREARY und DUFFY (1990) nur im Jahre 1989 im PsychLit bereits 419 (!) Untersuchungen aufgeführt.

den Erfordernissen der Situation. Sie setzte Androgynie praktisch als Synonym für psychische Gesundheit und sah darin ein anzustrebendes Entwicklungsziel für Männer und Frauen. Androgyne Personen sollen handlungsfähiger, anpassungsfähiger, flexibler und psychisch gesunder sein als geschlechtstypisierte Personen, da sie sich von traditionellen Geschlechtsrollenerwartungen befreit hätten und sich deshalb situationsadäquater verhalten könnten. Der BSRI enthält eine Maskulinitäts- (M) und eine Feminitätsskala (F), die jeweils 20 Persönlichkeitseigenschaften enthalten³. Das maßgebliche Auswahlkriterium für die Items war die unterschiedliche soziale Erwünschtheit eines Persönlichkeitsmerkmals für Männer und Frauen (in der amerikanischen Gesellschaft) und nicht die unterschiedliche Ausprägung dieses Merkmals bei Männern und Frauen.

Der Personal Attributes Questionnaire (PAQ) ist aus der Forschung zu Geschlechtsstereotypen (BROVERMAN et al., 1972; ROSENKRANTZ et al., 1968) hervorgegangen. Die M-Plus-Skala enthält aufgabenbezogene, instrumentelle Eigenschaften, die in gewissem Maße für Männer und Frauen als sozial erwünscht angesehen werden, jedoch für einen Mann als typischer gelten. Die F-Plus-Skala enthält sozialemotionale, expressive Eigenschaften, die ebenfalls für beide Geschlechter sozial erwünscht sind, aber für eine Frau als typischer gelten⁴. Während BEM dem Konzept der Androgynie eine besondere theoretische Bedeutung zuschrieb, benutzten SPENCE und Mitarbeiter(innen) die Begriffe «androgyn», «feminin» etc. lediglich zur Beschreibung von Skalenwertkombinationen. Androgynie heißt nach ihren Vorstellungen nichts anderes, als daß eine Person auf beiden Skalen einen Wert oberhalb des Medians hat: «they are not intended to

have explanatory significance or to represent theoretical constructs» (SPENCE, 1984, S. 7). Während BEM ihre Androgynie-Hypothese später zu einer Geschlechter-Schema-Theorie erweiterte (BEM, 1981, 1985), reduzierte SPENCE ihren Anspruch an das mit dem PAQ – bzw. dem BSRI – erfaßte Konstrukt im Lauf der Zeit und sah die von ihr (mit-)entwickelten Skalen nicht mehr als Operationalisierung von Maskulinität und Feminität an, sondern lediglich als Skalen zur Erfassung von expressiven und instrumentellen Persönlichkeitsmerkmalen (SPENCE, 1984)⁵.

Anwendung der Meßinstrumente – begriffliche Verwirrungen

Die ursprünglich gewählten Benennungen der beiden Meßinstrumente haben zu einigen Mißverständnissen bei der Anwendung geführt. So ist der BSRI ausdrücklich als Meßinstrument zur Erfassung von Geschlechtsrollen ausgewiesen («Bem Sex Role Inventory»). Was unter Sex Role verstanden wird, bleibt undefiniert, die Validität des Meßinstrumentes bezüglich dieses Konstrukts ungeprüft (s. Kritik bei TELLEGEN & LUBINSKI, 1983). SPENCE und HELMREICH bezeichneten die Hauptskalen des PAQ ursprünglich als Feminitäts- bzw. Maskulinitätsskala. Die Verwendung dieser globalen Bezeichnungen mag erklären, warum viele Forscherinnen und For-

5 Obwohl die beiden Meßinstrumente aufgrund recht unterschiedlicher theoretischer Annahmen (vor allem hinsichtlich der Bedeutung von Androgynie) und aufgrund unterschiedlicher Itemselektionskriterien konstruiert wurden, sind für die beiden Hauptskalen recht hohe Korrelationen ermittelt worden (M-Skalen durchschnittlich $r = .84$, F-Skalen durchschnittlich $r = .69$, s. BIERHOFF-ALFERMANN, 1989). Diese Korrelationen, zusammen mit dem Nachweis einer übereinstimmenden faktoriellen Struktur (LUBINSKI, TELLEGEN & BUTCHER, 1983), sind ein starker Hinweis darauf, daß beide Meßinstrumente inhaltlich ähnliche Konzepte erfassen. Der PAQ enthält ausschließlich und der BSRI überwiegend sozial erwünschte instrumentelle und expressive Persönlichkeitseigenschaften, die mit dem Geschlecht assoziiert sind («gender related personality traits», SPENCE, 1984). Die Hauptskalen der beiden Meßinstrumente können als repräsentativ für die Persönlichkeitscharakteristika angesehen werden, die – in verschiedenen Populationen und Kulturen (s. WILLIAMS & BEST, 1990) – als typisch weiblich bzw. männlich gelten. Die Skalen sind besonders geeignet zur Erfassung kultureller Geschlechtsstereotype, in der Regel werden sie jedoch benutzt, um das (Persönlichkeits-)Selbstbild einer Person zu erfassen.

3 Eine dritte Skala enthält geschlechtsneutrale (positive und negative) Merkmale zur Erfassung des sozialen Erwünschtheitsstrebens der Person.

4 Eine dritte Skala, die M-F Skala, besteht aus Eigenschaften, die sich in ihrer sozialen Erwünschtheit in Abhängigkeit vom Geschlecht unterscheiden. Später erweiterten SPENCE und Mitarbeiter(innen) den PAQ um drei weitere Skalen, die M-Minus Skala mit sozial unerwünschten maskulinen Eigenschaften, und zwei F-Minus-Skalen mit sozial unerwünschten femininen Eigenschaften (Extended Personal Attributes Questionnaire EPAQ, SPENCE, HELMREICH & HOLAHAN, 1979). In der Mehrzahl der nachfolgenden Studien wurden lediglich die beiden Hauptskalen (M-Plus und F-Plus) des PAQ verwandt.

scher in der Folge den BSRI und den PAQ unzulässigerweise und ungeprüft zur Messung verschiedenster Konstrukte wie «masculinity», «femininity», «sex-role orientation», «sex-role identity», «sex roles» verwandten, «to our great distress» wie SPENCE später (1984) feststellte. Sie beklagte, daß der unerklärte Gebrauch solcher Begriffe die Aufmerksamkeit von dem tatsächlichen empirischen Inhalt der Skalen ablenken würde, nämlich von der Tatsache, «that the BSRI and PAQ consist solely or primarily of socially desirable self-assertive and interpersonally oriented personality traits» (SPENCE, 1984, S. 14; s. auch die Kritik bei GILBERT, 1985)⁶. Die beiden Meßinstrumente liegen auch in deutschsprachigen Fassungen vor (PAQ: RUNGE, FREY, GOLLWITZER, HELMREICH & SPENCE, 1981; BSRI: SCHNEIDER-DÜKER & KOHLER, 1988); doch auch hier gibt es bislang keine «begriffliche Einigung». Mit so unterschiedlichen Begriffen wie Geschlechtsrollen, Geschlechtsrollenbild, psychologische Androgynie, geschlechtstypisches Selbstbild, Instrumentalität und Expressivität wurden die Ergebnisse der Selbsteinschätzungen mit Hilfe PAQ und BSRI benannt. In der letzten Zeit haben sich vor allem die Begriffe Geschlechtsrollenorientierung und Geschlechtsrollenidentität durchgesetzt. Doch auch diese Begriffe sind mißverständlich, da sie auf ein übergeordnetes Konstrukt verweisen (in dem neben Persönlichkeitsmerkmalen andere Komponenten eine Rolle spielen, s. z. B. HUSTON, 1983) und in ihnen nicht deutlich genug wird, daß es sich um eine Selbstbeschreibung mit Persönlichkeitseigenschaften handelt. Zudem ist «Geschlechtsrollenorientierung» im deutschen Sprachgebrauch bereits anderweitig definiert, nämlich als Einstellung gegenüber gesellschaftlichen Rollenerwartungen, und es existiert bereits

eine Skala zur Messung dieser (normativen) Geschlechtsrollenorientierung (KRAMPEN, 1979). Wie in den folgenden Abschnitten dieses Artikels noch zu zeigen sein wird, handelt es sich bei dem, was mit PAQ und BSRI erfaßt wird, nichtsdestotrotz um ein die (Sozial-)Psychologie bereicherndes Konstrukt, dessen Berücksichtigung in vielen Bereichen differenziertere Erkenntnisse gebracht hat als die bloße Unterscheidung nach biologischem Geschlecht. Allerdings muß eine Einigung auf *eine* inhaltlich adäquate Benennung des mit PAQ und BSRI gemessenen Konstruktes noch erzielt werden. Um dies zu erreichen, sei noch einmal zusammengefaßt, was die beiden Instrumente messen: a) das Selbstbild / das Selbstkonzept einer Person b) bezüglich der Ausstattung mit instrumentellen und expressiven Persönlichkeitseigenschaften («traits»), die c) entsprechend traditionellen Geschlechtsstereotypen entweder als typischer für einen Mann oder für eine Frau gelten. Die Scores auf den Hauptskalen (M- und F-Skala) der beiden Meßinstrumente können unabhängig voneinander interpretiert werden als das instrumentelle bzw. expressive Selbstkonzept oder die Instrumentalität bzw. Expressivität einer Person. Die Kombination der M- und F-Scores, d. h. die Eigenschaftskonstellation, erfaßt darüber hinaus, ob das Bild einer Person von sich selbst dem gesellschaftlichen Geschlechtsstereotyp entspricht (geschlechtstypisches Selbstkonzept) oder davon abweicht. Die mit PAQ bzw. BSRI erfaßte kombinierte Selbstbeschreibung auf den beiden Hauptskalen, die zu der Charakterisierung von vier Typen (feminin, maskulin, androgyn und undifferenziert) benutzt wird, könnte am ehesten als «Geschlechtstypisierung im Persönlichkeits-Selbstkonzept» bezeichnet werden. Wir halten die Einführung dieses Begriffs jedoch nicht für sinnvoll, da er zu umständlich ist und ebenfalls zu Mißverständnissen führen könnte⁷, sondern schlagen eine Beschränkung auf die Konstrukte *instrumentelles und expressives Selbstkonzept* vor. Mit den Meßinstrumenten *nicht* erfaßt werden das konkrete Rollenverhalten einer Person oder die Einstellungen zur Geschlechtsrolle. Es wird auch nicht «die» Maskulinität oder Feminität einer Person erfaßt, denn wichtige Komponenten der Geschlechts-

6 Ein Beispiel, wozu der unkritische Gebrauch der Skalen und die Verwirrung über das damit gemessene Konstrukt führen kann, ist einer neueren Veröffentlichung zu entnehmen. Dort heißt es unter Bezug auf die Selbsteinschätzung im BSRI: «Both men and women in this study tended to adopt different *gender identities* in the at-home and at-work situations» (CHUSMIR & KOBERG, 1990, S. 549, Hervorhebung v. Verf.). Da Geschlechtsidentität (*gender identity*) eindeutig definiert ist als die innere Gewißheit, ein Mann oder eine Frau zu sein (HUSTON, 1983; BIERHOFF-ALFERMANN, 1989), ist in dieser Aussage die absurde Vorstellung impliziert, daß die Probanden sich in den verschiedenen Situationen nicht einheitlich als Mann oder Frau fühlten...

7 Siehe dazu beispielsweise die Kritik von SPENCE (1984, 1985) an BEM's (1981, 1985) Gender-Schema Theorie.

typisierung, wie sie beispielsweise von HUSTON (1983) oder SPENCE (1984, 1985) beschrieben wurden, werden durch die Skalen nicht berührt. Zu nennen wären hier Aktivitäten, Interessen, Merkmale der körperlichen Erscheinung, verbales und nonverbales Ausdrucksverhalten, sexuelle Orientierung und sexuelles Verhalten. Maskulinität und Feminität werden inzwischen als mehrdimensionale Konstrukte angesehen, in denen diese Faktoren – z. B. in der Selbst- und Fremdwahrnehmung – neben Persönlichkeitseigenschaften eine entscheidende Rolle spielen.

Der Zusammenhang zwischen instrumentellem und expressivem Selbstkonzept und Verhalten

Es stellt sich nun die Frage, inwiefern das instrumentelle bzw. expressive Selbstkonzept einer Person mit anderen Komponenten der psychologischen Geschlechtsrolle, vor allem mit Einstellungen und Verhalten zusammenhängt. Die Selbsteinschätzungen auf den PAQ- und BSRI-Skalen korrelieren in der Regel *nicht* mit (traditionellen oder nichttraditionellen) *Einstellungen zur Geschlechtsrolle*, wie schon SPENCE und HELMREICH (1980) festgestellt haben und durch spätere Arbeiten immer wieder bestätigt wurde (s. etwa ARCHER, 1989; ALFERMANN, im Druck; KRAMPEN, EFFERTZ, JOSTOCK & MÜLLER, 1990; ORLOFSKY & O'HERON, 1987). Etwas anders sieht es aus, wenn es um den Zusammenhang zum *Rollenverhalten* geht. Hier stellt ARCHER (1989) in einer Überblicksarbeit Korrelationen zu Skalen zur Erfassung geschlechtstypischer Verhaltensweisen von bis zu $r = .50$, vorrangig aber niedriger (um $r = .30$), fest. Im Gegensatz zu BEM halten SPENCE und HELMREICH (1978) die PAQ-Skalen als Verhaltensprädiktoren für unbedeutend. Sie gehen davon aus, daß die PAQ-Skalen Persönlichkeitsdispositionen erfassen, die ähnlich wie andere überdauernde Persönlichkeitsmerkmale nur begrenzt eine Vorhersage konkreter Verhaltensweisen erlauben. Die Selbsteinschätzungen auf den Skalen lassen sich allerdings als Prädiktoren solcher Verhaltensweisen auffassen, für die instrumentelle oder expressive Qualitäten gefordert sind. Die gängigen M- und F-Skalen korrelieren mit instrumentellen und expressiven Verhaltensmerkmalen (HOLMBECK & BALE, 1988; SPENCE & HELMREICH, 1980). Die Höhe der Kor-

relationen hängt von der Nähe des Verhaltens zur Disposition und davon ab, wie stark das Verhalten durch Normen reguliert wird, d. h., wie groß der individuelle Spielraum ausfällt. So fand BIERHOFF-ALFERMANN (1989) in einer Befragung Jugendlicher über ihre Pläne für die berufliche und familiäre Zukunft dann Zusammenhänge zum instrumentellen und expressiven Selbstkonzept (gemessen über die EPAQ-Skalen), wenn eher innerpsychische Prozesse und subjektive Werte angesprochen waren, nicht aber, wenn konkrete Rollenentscheidungen zur Debatte standen. Weiter zeigten sich erwartungsgemäße Zusammenhänge zwischen Instrumentalität und Expressivität einerseits und Kriterien der Berufswahl und der subjektiven Bedeutsamkeit späterer Erwachsenenrollen in Beruf und Familie andererseits. Die konkreten Verhaltensentscheidungen und die Rollenübernahme korrelierten jedoch nicht mit instrumentellem und expressivem Selbstkonzept, sondern mit dem biologischen Geschlecht. Die Berufswahl orientierte sich an den gängigen geschlechtstypischen Berufen, und die Vorstellungen über eine Rollenaufteilung in der Familie waren überwiegend an den gängigen Mustern geschlechtstypischer Arbeitsteilung orientiert. Wenn es um die Ausübung der späteren Erwachsenenrolle geht, hat offenbar die Instrumentalität und Expressivität im Sinne einer Selbstzuschreibung von Persönlichkeitseigenschaften wenig Gewicht. Dann scheint vielmehr das (biologische) Geschlecht die beherrschende soziale Kategorie zu sein. Der Grund hierfür ist in erster Linie in der Stärke traditioneller Geschlechtsrollenerwartungen zu sehen. Viele Aufgaben und Positionen sind in der Gesellschaft als «männlich» oder «weiblich» etikettiert; die Verteilung der Rollen erfolgt häufig unabhängig von persönlicher Eignung, lediglich aufgrund des Geschlechts. Dies konnte in experimentellen Studien mit gemischtgeschlechtlichen Dyaden nachgewiesen werden, in denen Frauen Männern die Führungsposition überließen, auch wenn sie selbst die dominanteren Persönlichkeiten waren (s. MEGARGEE, 1969; PORTER, GEIS, COOPER & NEWMAN, 1985). PORTER et al. sprechen von «social scripts», die Männern und Frauen in vielen Situationen bestimmte Verhaltensweisen vorschreiben, und diese «sozialen Drehbücher» dominieren oft über individuelle Dispositionen: «social scripts usually preempt individual dis-

positions» (PORTER et al., 1985, S. 809; vgl. hierzu auch BAMBERG, in diesem Heft). Innerhalb der Grenzen, die durch die gängige geschlechtstypische Arbeitsteilung in unserer Gesellschaft gesteckt werden, gibt es aber durchaus Verhaltensoptionen, aus denen in Abhängigkeit von instrumentellem und expressivem Selbstkonzept systematisch gewählt wird. So konnte wiederholt ein Zusammenhang zwischen Instrumentalität, beruflicher Orientierung und Leistung von Frauen belegt werden (BETZ & FITZGERALD, 1987). In einer Untersuchung von CUNNINGHAM und ANTILL (1984) stellte sich beispielsweise heraus, daß berufstätige Frauen höhere Instrumentalitätswerte aufwiesen als nichtberufstätige Frauen. ALFERMANN (1991) fand in einer (unveröffentlichten) Untersuchung von 42 Erstgebärenden, daß Mütter, die in den Beruf zurückkehren wollten, höhere Instrumentalitätswerte zeigten als Mütter, die nicht in den Beruf zurückkehren wollten (die Korrelation zwischen beruflicher Orientierung und Instrumentalität betrug $r = .30$). SIEVERDING (1990) stellte in einer Stichprobe angehender Ärztinnen fest, daß niedrige Instrumentalität ein negativer Prädiktor für eine zukünftige Berufskarriere war. Frauen mit hoher Instrumentalität strebten eher eine berufliche Karriere an und hatten optimistischere Erwartungen an ihre berufliche Zukunft als Frauen mit niedriger Instrumentalität (die Korrelation zwischen Instrumentalität und beruflicher Selbstwirksamkeitserwartung betrug $r = .50$). Die Frauen mit hoher Instrumentalität unterschieden sich in Karrieremotivation und beruflichen Hoffnungen nicht von ihren männlichen Kollegen. D. h., die diesbezüglichen Geschlechtsunterschiede «verschwanden», wenn die Instrumentalität und Expressivität im Selbstkonzept kontrolliert wurde. Wenn man davon ausgeht, daß die Berufsrolle als die klassische instrumentelle und die Familienrolle als die klassische expressive Rolle angesehen wird, dann lassen sich diese Ergebnisse als eine Bestätigung für die Annahme ansehen, daß PAQ- und verwandte Skalen Verhaltensdispositionen erfassen⁸. Hierfür sprechen auch Ergebnisse aus der Sportpsychologie. Sport mit seinen Komponenten von Leistung und Überbietung enthält zweifelsohne Anteile einer instrumentellen Rolle. Dementsprechend wäre zu erwarten, daß ein instrumentelles Selbstkonzept und sportliche Aktivität korrelieren. Dies findet

sich in der Tat auch in einer Reihe von Untersuchungen im Leistungs- und im Wettkampfsport (zusammenfassend BIERHOFF-ALFERMANN, 1986), aber auch im Breitensport (BIERHOFF-ALFERMANN, 1989, ALFERMANN, 1991). Die Korrelation liegen dabei etwa um $r = .30$. Ein erwähnenswertes Ergebnis liegt außerdem darin, daß sowohl Leistungssportlerinnen wie auch Frauen in Führungspositionen und Wissenschaftlerinnen überproportional häufig, nämlich bei bis zu 50% der Personen einer Stichprobe (im Vergleich zu sonst etwa 25 bis 30%), ein androgynes Selbstkonzept aufweisen (SPENCE & HELMREICH, 1978). Sie verfügen somit häufig über ein hohes Maß an instrumentellen *und* expressiven Persönlichkeitsmerkmalen. Möglicherweise reduzieren Frauen mit der Übernahme beider Komponenten in ihr Selbstbild durch widersprüchliche Rollenerwartungen bedingte Konflikte. Sowohl sportliche Hochleistung als auch berufliches Karriereverhalten betreffen instrumentelle Rollen. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß sich für Instrumentalität und weniger für Expressivität ein Zusammenhang zum Verhalten zeigte. In der Mehrzahl aller Untersuchungen wurden die instrumentelle Rolle betreffende Verhaltensweisen untersucht. Es scheint, der insbesondere von BEM herausgestellte Gedanke, Androgynie begünstige eine positive Persönlichkeitsentwicklung, hat zunehmend einem Maskulinitäts- bzw. einem Instrumentalitätsmodell Platz gemacht. Der Entwicklungsvorteil der Androgynen beruht scheinbar insbesondere auf ihrer höheren Instrumentalität. Ist demnach Expressivität nur eine schmückende Beigabe?

8 Ein Zusammenhang zwischen expressivem Selbstbild und Übernahme der expressiven Rolle konnte übrigens weniger eindeutig nachgewiesen werden als ein Zusammenhang zwischen instrumentellem Selbstbild und instrumenteller Rolle (s. dazu BETZ & FITZGERALD, 1987). SPENCE und HELMREICH (1980) vermuteten deshalb, daß eher das *Fehlen von Instrumentalität* dafür verantwortlich ist, wenn Frauen sich (heute) für die traditionelle weibliche Rolle entscheiden.

Die Überlegenheit instrumenteller Eigenschaften oder: Zählt auch Expressivität?

Während ursprünglich postuliert wurde, daß Androgyne gegenüber den Geschlechtstypisierten ein höheres Maß an psychischer Gesundheit aufweisen, zeigen mehrere inzwischen vorliegende Meta-Analysen, daß für psychische Gesundheit in erster Linie die Instrumentalitätskomponente ausschlaggebend und die Expressivitätskomponente vergleichsweise unbedeutend ist (WHITLEY, 1985, 1988). Ein feminines Persönlichkeits-Selbstkonzept (definiert als eine Selbstbeschreibung mit sozial erwünschten expressiven Persönlichkeitsmerkmalen) ist zwar psychischer Gesundheit nicht abträglich, aber es leistet auch keinen besonderen Beitrag (s. dazu auch SIEVERDING, im Druck). Eine Selbstbeschreibung mit sozial unerwünschten expressiven Persönlichkeitsmerkmalen, wie sie mit den F-Minus Skalen des EPAQ gemessen wird, ist demgegenüber ganz offensichtlich ein negativer Prädiktor für psychische Gesundheit. Sie korreliert nicht nur hoch negativ mit Instrumentalität und mit Selbstwertgefühl (ALFERMANN, im Druck), sondern zeigt auch Zusammenhänge mit Depressivität (BIERHOFF & LUDWIG, 1991). Wer sich somit als nörglerisch, unterwürfig, nervös, weinerlich usw. beschreibt, hat eher ein niedriges Selbstwertgefühl und neigt zu Depressivität. Mit WHITLEY (1988) läßt sich hierbei natürlich die Frage stellen, inwiefern die Instrumentalitätskala und die negative Expressivitätskala nicht eigentlich Skalen zur Erfassung eines positiven bzw. negativen Selbstkonzepts sind. Und da dies nicht Teil der psychologischen Geschlechtsrolle ist, steht somit die Validität der Skalen infrage. Auf der anderen Seite läßt sich nicht bestreiten, daß bestimmte Eigenschaften, die in unserer Gesellschaft positiv sanktioniert werden, eindeutig zur maskulinen (und instrumentellen) Rolle gehören (z. B. aktiv, unabhängig, standfest). Die Person mit maskulinen Eigenschaften wird wahrscheinlicher Erfolg und Anerkennung ernten. Zwar werden die femininen Eigenschaften der Emotionalität (wie freundlich und sanft) und der sozialen Fürsorglichkeit (hilfsbereit, einfühlsam usw.) ebenfalls sozial geschätzt, aber sie erbringen der Person weniger Gratifikationen. Sie sind nur dann von Nutzen, wenn sie mit instrumentellen Eigenschaften gekoppelt werden. Dieses additive Mo-

dell von Androgyne, das relativ zu anderen Androgyne-Modellen empirisch am ehesten nachgewiesen werden kann (s. dazu BIERHOFF-ALFERMANN, 1989; SIEVERDING, 1990), scheint auch in den Köpfen der Menschen verbreitet zu sein. So findet BORN (1991) eine solche androgyne Zielvorstellung für die Persönlichkeitsentwicklung ihrer Klienten bei Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen. In der kulturvergleichenden Studie von WILLIAMS und BEST (1990) fällt auf, daß das ideale Selbstbild ihrer Probanden stärker androgyne Züge trägt. Dies gilt besonders für die weiblichen Befragten, die mehr als die männlichen Befragten eine sowohl maskuline wie feminine Persönlichkeit anstreben. Ähnliches stellen TRAUTNER und seine Arbeitsgruppe in einer Längsschnittstudie an Kindern und deren Eltern fest (TRAUTNER, HELBING, SAHM, PENNING & DEGENHARDT, 1989). Unabhängig vom Geschlecht ihrer Kinder schwebt den Eltern als Erziehungsideal eine Persönlichkeit vor, die stark androgyne Züge trägt. Die Töchter reklamieren diese androgyne Rolle für sich selbst und ihre Geschlechtsgruppe stärker als die Söhne für sich und ihre Geschlechtsgruppe. Offenbar ist Androgyne für Mädchen erstrebenswerter als für Jungen. Da die maskulinen Eigenschaften in unserer Gesellschaft den größeren Erfolg und die größere Anerkennung versprechen, scheint es für Mädchen wichtig zu sein, solche – zusätzlich zu femininen Eigenschaften – zu erwerben. Jungen hingegen halten maskuline Attribute für sich selbst für ausreichend und die (zusätzliche) Aneignung femininer Eigenschaften vergleichsweise für wenig erforderlich.

Wenn die positiven Konsequenzen von Instrumentalität häufiger belegt wurden als die von Expressivität, so sehen wir dies allerdings auch in einem Bias im Forschungsansatz begründet. In den wenigsten Studien wurden Situationen untersucht, in denen expressive Eigenschaften gefordert sind. Insofern haben wir eine ähnliche Situation, wie sie für die Geschlechterunterschiedsforschung beklagt wurde. So werden in den Arbeiten zur psychischen Gesundheit vielfach Kriteriumsmaße benutzt, die einen «maskulinen Bias» haben z. B. das Kriterium «Selbstwertgefühl». Sobald weniger das globale, insbesondere von Leistung und Erfolg geprägte, sondern das *soziale* Selbstwertgefühl erfaßt wird, ergeben sich bedeutsame Zusammenhänge mit Ex-

pressivität (MARSH & BYRNE, 1991; ORLOFSKY & O'HERON, 1987). Der Bereich sozialer Beziehungen und sozialen Handelns erscheint als ein vielversprechendes Forschungsfeld, um die hohe Bedeutsamkeit von Expressivität nachzuweisen. So fand beispielsweise ICKES (1981), daß in Erstkontaktsituationen expressive Qualitäten ebenso wichtig sind wie instrumentelle, um eine zufriedenstellende soziale Interaktion zu gewährleisten. Bei Attraktion und Partnerwahl spielen expressive Merkmale sogar eine noch wichtigere Rolle als instrumentelle. Männer wie Frauen wünschen sich einen Partner, der in einem hohen Maß über expressive Qualitäten (einfühlsam, sensibel, verständnisvoll, etc.) verfügt (SIEVERDING, 1988). Bei der Zufriedenheit mit der Partnerbeziehung erweist sich ebenfalls die besondere Bedeutung von Expressivität: Frauen und Männer, die ihre Partner als interpersonal orientiert und einfühlsam wahrnehmen, sind viel zufriedener mit ihrer Partnerschaft als solche, die ihre Partner als wenig expressiv erleben. Entgegen populären Annahmen erweisen sich die geschlechtstypisierten Paare (feminine Frau, maskuliner Mann) am wenigsten glücklich und die androgynen Paare am glücklichsten (verschiedene Studien zitiert bei SPENCE, DEAUX & HELMREICH, 1985). Unser Eindruck ist somit, daß maskuline Eigenschaften zweifelsohne für psychische Anpassung und Gesundheit in unserer Kultur eine hohe Bedeutung haben, daß aber feminine Eigenschaften *zusätzlichen* Nutzen erbringen, insbesondere für soziale Beziehungen und soziales Handeln. Dieser Bereich ist aber bisher im Kontext der Forschung zu instrumentellem und expressivem Selbstkonzept wenig beachtet worden, möglicherweise deshalb, weil beruflicher Erfolg in unserer Gesellschaft für wesentlicher gehalten wird als zwischenmenschliche Kompetenzen.

Ausblick

Auch wenn es bei der Anwendung von PAQ und BSRI zu einigen Mißverständnissen und Fehlinterpretationen gekommen ist, steht außer Frage, daß eine Geschlechtsunterschiedsforschung ohne diese Meßinstrumente und die damit erfaßten Konstrukte – wir haben sie hier als instrumentelles bzw. expressives Selbstkonzept

definiert – nicht mehr denkbar ist. Nach unserer Einschätzung könnten diese Konzepte noch stärker in die sozialpsychologische Forschung integriert werden, ob dies nun Arbeiten zur Führung und Interaktion in Gruppen betrifft (wie etwa bei PORTER et al., 1985), zum hilfreichen Verhalten (EISENBERG, SCHALLER, MILLER et al., 1988) oder zu interpersonellen Beziehungen. Die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Geschlechtsrollenerwartungen, Geschlechtsstereotypen einerseits und instrumentellem/expressivem Selbstkonzept und geschlechtstypischem Verhalten andererseits scheint uns eine weitere fruchtbare Aufgabe für die Sozialpsychologie zu sein (s. dazu beispielsweise das Modell von DEAUX & MAJOR, 1987). Erste Anfänge sind die Arbeiten von ZANNA und PACK (1975), die den Einfluß von Geschlechtsrollenerwartungen auf die Selbstpräsentation erforschten oder die Studien zu gesellschaftlichen Sanktionierungen geschlechts«abweichenden» Verhaltens (s. COSTRICH, FEINSTEIN, KIDDER, MARECEK & PASCALE, 1975; KREHBIEL & DICKENBERGER, 1988). Für die zukünftige Forschung erscheint eine stärkere Einbeziehung der Makro-Ebene, d.h. des gesellschaftlichen Kontextes, der sich möglicherweise als äußere Barriere für die Umsetzung eines androgynen oder geschlechtsuntypischen Selbstkonzeptes in konkretes Verhalten erweist, unverzichtbar. Bisher fehlen auch Längsschnittstudien, um die Stabilität des instrumentellen/expressiven Selbstkonzeptes und den Einfluß situativer Erfordernisse festzustellen.

Literatur

- ALFERMANN, D. (im Druck). Maskulinität/Feminität vs. Androgynie. In: K.-F. WESSEL & H. A. G. BOSINSKI (Hrsg.), Bericht über die Konferenz «Interdisziplinäre Aspekte des Verhältnisses der Geschlechter in einer sich wandelnden Zeit». Berlin: Humboldt-Universität.
- ALFERMANN, D. (1991). Geschlechtsrollenidentität und Selbstkonzept. Studien mit den EPAQ-Skalen. (Vortrag auf der Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie, Mannheim, Juni 1991.) Unveröff. Manuskript.
- ARCHER, J. (1989). The relationship between gender-role measures: A review. *British Journal of Social Psychology*, 28, 173-184.
- BEM, S. L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- BEM, S. L. (1975). Sex-role adaptability: One consequence of psychological androgyny. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31, 634-643.

- BEM, S. L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review*, 88, 354-364.
- BEM, S. L. (1985). Androgyny and gender schema theory: A conceptual and empirical integration. *Nebraska Symposium on Motivation*, 32, 179-226.
- BETZ, N. E. & FITZGERALD, L. F. (1987). *The career psychology of women*. Orlando: Academic Press.
- BIERHOFF, H. W. & LUDWIG, A. (1991). Depressivität und Geschlechtsrollenorientierung. Drei Untersuchungen bei Frauen. In: J. HAISCH & H.-P. ZEITLER (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie* (S. 202-222). Heidelberg: Asanger.
- BIERHOFF-ALFERMANN, D. (1986). *Sportpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- BIERHOFF-ALFERMANN, D. (1989). *Androgynie - Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- BORN, P. (1991). *Der Einfluß von Geschlechtsstereotypen und Geschlechtsrollen auf das Konzept psychischer Gesundheit und das diagnostische Urteil*. Unveröff. Diss., Justus-Liebig-Universität Gießen.
- BROVERMAN, I. K., VOGEL, S. R., BROVERMAN, D. M., CLARKSON, F. E. & ROSENKRANTZ, P. S. (1972). Sex-role stereotypes: A current appraisal. *Journal of Social Issues*, 28, 59-78.
- CHUSMIR, L. H. & KOBERG, C. S. (1990). Dual sex role identity and its relationship to sex role conflict. *The Journal of Psychology*, 124, 545-555.
- CONSTANTINOPLE, A. (1973). Masculinity-femininity. An exception to a famous dictum? *Psychological Bulletin*, 80, 389-407.
- COSTRICH, N., FEINSTEIN, J., KIDDER, L., MARECEK J. & PASCALE, L. (1985). When stereotypes hurt: three studies of penalties for sex-role reversals. *Journal of Experimental Social Psychology*, 11, 520-530.
- CUNNINGHAM, J. D. & ANTILL, J. K. (1984). Changes in masculinity and femininity across the family life cycle: A re-examination. *Developmental Psychology*, 20, 1135-1141.
- DEAUX, K. & MAJOR, B. (1987). Putting gender into context: An interactive model of gender-related behavior. *Psychological Review*, 94, 369-389.
- EISENBERG, N., SCHALLER, M., MILLER, P. A., FULTZ, J., FABES, R. A. & SHELL, R. (1988). Gender-related traits and helping in a nonemergency situation. *Sex Roles*, 19, 605-618.
- GILBERT, L. A. (1985). Measures of psychological masculinity and femininity: A comment on Gaddy, Glass, and Arnkoff. *Journal of Counseling Psychology*, 32, 163-166.
- HOLMBECK, G. N. & BALE, P. (1988). Relations between instrumental and expressive personality characteristics and behaviors: A test of Spence and Helmreich's theory. *Journal of Research in Personality*, 22, 37-59.
- HUSTON, A. C. (1983). Sex-typing. In: P. H. MUSSEN (Ed.), *Handbook of Child Psychology: Vol. IV* (3rd ed., pp. 387-467). New York: Wiley.
- ICKES, W. (1981). Sex-role influences in dyadic interaction: A theoretical model. In: C. MAYO & N. M. HENLEY (Eds.), *Gender and nonverbal behavior* (pp. 95-128). New York: Springer.
- KAGAN, J. (1964). Acquisition and significance of sex typing and sex-role identity. In: M. L. HOFFMAN & L. W. HOFFMAN (Eds.), *Review of Child Development Research: Vol. 1* (pp. 137-167). New York: Sage.
- KRAMPEN, G. (1979). Eine Skala zur Messung der normativen Geschlechtsrollen-Orientierung (GRO-Skala). *Zeitschrift für Soziologie*, 8, 256-266.
- KRAMPEN, G., EFFERTZ, B., JOSTOCK, U. & MÜLLER, B. (1990). Gender differences in personality: Biological and/or psychological? *European Journal of Personality*, 4, 303-317.
- KREHBIEL, J. & DICKENBERGER, D. (1988). Reaktionen auf Abweichungen von den Geschlechtsrollenstereotypen. In: W. SCHÖNPLUG (Hrsg.), *Bericht über den 36. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie* (S. 104). Göttingen: Hogrefe.
- LUBINSKI, D., TELLEGEN, A. & BUTCHER, J. N. (1983). Masculinity, femininity, and androgyny viewed and assessed as distinct concepts. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44, 428-439.
- MARSH, H. W. & BYRNE, B. M. (1991). Differentiated additive androgyny model: Relations between masculinity, femininity, and multiple dimensions of self-concept. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, 811-828.
- MEGARGEE, E. I. (1969). Influence of sex roles on the manifestation of leadership. *Journal of Applied Psychology*, 53, 377-382.
- ORLOFSKY, J. L. (1981). Relationship between sex role attitudes and personality traits and the sex role behavior scale: 1. A new measure of masculine and feminine role behavior and interests. *Journal of Personality and Social Psychology*, 40, 927-940.
- ORLOFSKY, J. L. & O'HERON, C. A. (1987). Stereotypic and nonstereotypic sex role traits and behavior orientations: Implications for personal adjustment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 1034-1042.
- PARSONS, T. (1956). Family structure and the socialization of the child. In: T. PARSONS & R. F. BALES (Eds.), *Family, socialization and interaction process* (pp. 35-132). London: Routledge.
- PORTER, N., GEIS, F. L., COOPER, E. & NEWMAN, E. (1985). Androgyny and leadership in mixed-sex groups. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 808-823.
- ROBINSON, E. & FELLINGSTAD, D. R. (1985). Development and validation of a behavioral sex role inventory. *Sex Roles*, 13, 691-713.
- ROSENKRANTZ, P., VOGEL, S., BEE, H., BROVERMAN, I. & BROVERMAN, D. M. (1968). Sex-role stereotypes and self-concepts in college students. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 32, 287-295.
- RUNGE, T. E., FREY, D., GOLLWITZER, P. M., HELMREICH, R. L. & SPENCE, J. T. (1981). Masculine (instrumental) and feminine (expressive) traits. A comparison between students in the United States and West Germany. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 12, 142-162.
- SCHNEIDER-DÜKER, M. & KOHLER, A. (1988). Die Erfassung von Geschlechtsrollen - Ergebnisse zur deutschen Neukonstruktion des Bem Sex Role Inventory. *Diagnostica*, 34, 256-270.
- SIEVERDING, M. (1988). *Attraktion und Partnerwahl: Geschlechtsrollenstereotype bei der Partnerwahl*. *Report Psychologie*, 7, 9-14.
- SIEVERDING, M. (1990). *Psychologische Barrieren in der beruflichen Entwicklung von Frauen. Das Beispiel der Medizinerinnen*. Stuttgart: Enke.
- SIEVERDING, M. (im Druck). *Weiblichkeit - Männlichkeit und psychische Gesundheit*. In: E. BRÄHLER & H. FELDER (Hrsg.), *Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- SPENCE, J. T. (1984). Masculinity, femininity, and gender-related traits: A conceptual analysis and critique of current research. In: B. A. MAHER & W. B. MAHER (Eds.), *Progress in Experimental Personality Research*, Vol. 13 (pp. 1-97). New York: Academic Press.
- SPENCE, J. T. (1985). Gender identity and its implications for the concepts of masculinity and femininity. *Nebraska Symposium on Motivation*, 32, 59-95.
- SPENCE, J. T., DEAUX, K. & HELMREICH, R. L. (1985). Sex roles in contemporary American society. In: G. LINDZEY

- & E. ARONSON (Eds.), *The Handbook of Social Psychology*, 3rd edition, Vol. II (pp. 149-178). New York: Random House.
- SPENCE, J. T. & HELMREICH, R. (1972). The Attitudes toward Women Scale: An objective instrument to measure attitudes toward the rights and roles of women in contemporary society. *JSAS Catalog of Selected Documents in Psychology*, 2, 66.
- SPENCE, J. T. & HELMREICH, R. (1978). Masculinity & femininity. Their psychological dimensions, correlates, and antecedents. Austin: University of Texas Press.
- SPENCE, J. T. & HELMREICH, R. (1980). Masculine instrumentality and feminine expressiveness: Their relationships with sex role attitudes and behaviors. *Psychology of Women Quarterly*, 5, 147-163.
- SPENCE, J. T., HELMREICH, R. L. & HOLAHAN, C. K. (1979). Negative and positive components of psychological masculinity and femininity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 37, 1673-1682.
- SPENCE, J. T., HELMREICH, R. L. & STAPP, J. (1975). Ratings of self and peers on sex role attributes and their relation to self-esteem and conceptions of masculinity and femininity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 32, 29-39.
- TELLEGEN, A. & LUBINSKI, D. (1983). Some methodological comments on labels, traits, interaction, and types in the study of «femininity» and «masculinity»: Reply to Spence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44, 447-455.
- TRAUTNER, H. M., HELBING, N., SAHM, W. B., PENNING, S. & DEGENHARDT, A. (1989). Längsschnittliche Analyse von Entwicklungsmerkmalen der Geschlechtstypisierung im Kindesalter (Schlußbericht und Addendum zum Schlußbericht). Westfälische Wilhelms-Universität Münster und Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt: Psychologisches Institut.
- WHITLEY, B. E. (1985). Sex-role orientation and psychological well-being: Two meta-analyses. *Sex Roles*, 12, 207-225.
- WHITLEY, B. E. (1988). Masculinity, femininity, and self-esteem: A multitrait-multimethod analysis. *Sex Roles*, 18, 419-431.
- WILLIAMS, J. E. & BEST, D. L. (1990). *Sex and Psyche*. London: Sage.
- WONG, F. Y., MCCREARY, D. R. & DUFFY, K. G. (1990). A further validation of the Bem Sex Role Inventory: A multitrait-multimethod study. *Sex Roles*, 22, 249-259.
- ZANNA, M. P. & PACK, S. J. (1975). On the self-fulfilling nature of apparent sex differences in behavior. *Journal of Experimental Social Psychology*, 11, 583-591.



Dr. Monika Sieverding, Freie Universität Berlin, Institut für Medizinische Psychologie, Habelschwerdter Allee 45, D-1000 Berlin 33